

OPUS

Das Kulturmagazin der Großregion



Schwerpunkt WERTE UND WANDEL

Städelmuseum Frankfurt

Käthe Kollwitz

Katinka Fischer

Forum Alte Post Pirmasens
**Retrospektive des weltberühmten
Fotografen Boris Eldagsen**

Andrea Dittgen

Citymuseum Luxembourg

Porträts der Mansfelds, Fürsten der Renaissance

Stefanie Zutter

Nationaltheater Mannheim

Verdis „I Masnadieri“ nach Schillers „Räubern“

Gabor Halasz

Der Pianist Christian Pabst reüssiert in Italien

Peter Michael Bitz



Können Werte universell sein?



The San Francisco Conference, 25 April - 26 June 1945: Syria Signs the United Nations Charter © UN Photo/Yould. www.unmultimedia.org/photo/

Wer interessiert sich nicht für das alte Ägypten? Schon im Alten Reich, Mitte des 3. Jahrtausends vor Chr., begegnet uns der Begriff „Ma’at“. Er bedeutete sehr vieles: Wahrheit, Harmonie (Ordnung, Gleichgewicht), Moral, Gesetz, Gerechtigkeit. Dies alles wurde als miteinander zusammenhängend gedacht. „Ma’at“ war auch der Name einer Göttin, sie personifizierte die zitierten Inhalte und war für die kosmische Ordnung und jene auf der Erde verantwortlich. Darin stecken grundsätzliche Werte-Konzepte, die auf für das menschliche (Über)Leben Allgemeingültiges zielten.

Die genannten Werte haben, abstrakt betrachtet, auch für uns im 21. Jahrhundert immer noch eine hohe Bedeutung. Soweit es unsere europäische Lebenswelt angeht, hat das mit den Rechts- und Wertekulturen der östlichen antiken Zivilisationen zu tun, die über Athen und Rom nach Europa vermittelt wurden. Mittels diverser „Renaissancen“, unter denen die sprichwörtliche der Zeit um 1500 letztlich nur eine darstellt, wurden diese Grundlagen unseres Rechts- und Wertesystems immer wieder erneuert und natürlich mit neuen Elementen angereichert.

Äußerlich haben sich solche Werte in 4500 Jahren scheinbar nicht gewandelt. Inhaltlich sieht das freilich mindestens teilweise anders aus, aber es fällt schon auf, dass die schon damals zentralen Kategorien wie Moral, Gerechtigkeit, Gesetz, Wahrheit und Harmonie bzw. Ordnung zentral geblieben sind.

Man könnte einwenden, dass „Ma’at“ zweifellos als uni-

versell gültig gedacht war, gleichwohl aber der ägyptischen Zivilisation entstammte und Ägypten den Wirkungsbereich des Konzepts, das eng mit der Herrschaft der Pharaonen verbunden war, darstellte. Der universelle Anspruch ist das eine, die tatsächliche Geltung das andere.

Universellen Anspruch haben auch andere Gesellschaften für ihre Werte erhoben, im Grunde jede größere politisch verfasste Gesellschaft in der Geschichte, egal, auf welchem Kontinent. Meistens folgten daraus immerhin keine missionarischen Tätigkeiten über das jeweilige Herrschaftsgebiet hinaus, um das als universell Gedachte auch in der Praxis universell zu machen.

Das änderte sich mit dem späten 18. Jahrhundert und der amerikanisch-europäischen Revolution der Menschenrechte, die erstmals wörtlich als Menschenrechte Verfassungskraft erhielten. Aus Wertvorstellungen war Recht und Gesetz geworden. Dem eine diskriminierungslose Geltung zu verschaffen, war schwierig, schon deshalb, weil es zu dem Zeitpunkt noch kein diskriminierungsfreies Denken gab. Und so sehr das Verständnis der Menschenrechte universell war und zumindest die französischen Revolutionär*innen für sich die Aufgabe sahen, die Menschenrechtsidee auch im geografischen Sinn zu universalisieren, so sehr scheiterten sie daran. Äußerlich betrachtet wurde dieses Ziel mit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen vom 10. Dezember 1948 erreicht.

Bei einer ausführlichen Betrachtung der Weltgeschichte der vergangenen vier- bis fünftausend Jahre drängt sich der Eindruck auf, dass, egal wo, Vorstellungen von Werten im Kern immer an das Menschsein als solches im Zusammenhang der Erde und des Kosmos gebunden waren. Dem entsprach, dass sich mindestens alle großen Reiche oder Zivilisationen der Geschichte als Mittelpunkt der Welt betrachteten. Am deutlichsten wird das im Ausdruck „Reich der Mitte“ für China. In Europa entwickelte sich im 18. Jahrhundert das Bewusstsein, dass sich die in der Welt führende Zivilisation in eben Europa entwickelt hatte, woraus eine universelle Zivilisationsmission als Aufgabe abgeleitet wurde. Das geschah mitnichten zum Besten der Welt.

Die praktischen Folgen waren im Lauf der Zeiten sehr verschieden, das Denkmuster jedoch, sich die Welt und die Menschheit als Einheit vorzustellen, blieb bestehen, bis heute. Auch aktuelle philosophische Entwürfe wie jener von Achille Mbembe (Kamerun) zur „Erdgemeinschaft“ („communauté terrestre“) gehen von Welt und Mensch als Einheit aus.

Der Unterschied zu früheren Zeiten besteht wohl da-

rin, dass nach umfassenden Globalisierungsprozessen seit dem 18. Jahrhundert die Welt tatsächlich ‚eine‘ ist. Und auch die Menschheit ist materiell und kommunikativ im heutigen Digitalzeitalter so vernetzt, dass sie faktisch ‚eins‘ ist.

Insoweit trifft es sich gut, dass das Denken von Universalismen, z. B. universell gültigen Werten nicht erst erfunden werden, sondern höchstens reformiert werden muss. Damit ist gemeint, dass nicht eine Zivilisation oder ein Staat den universellen Führungsanspruch erheben kann, denn das führt, so zeigt es die Geschichte der imperialistischen Ambitionen, die sich im Angriffskrieg der Russischen Föderation gegen die Ukraine seit dem 24. Februar 2022 fortsetzt, meistens zu Mord und Totschlag. Das Universelle muss auch universell entstehen. Das setzt ein global funktionierendes multidirektionales Kommunikationsnetzwerk voraus.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Vereinten Nationen als Wertegemeinschaft gegründet. Dies drückte sich ganz besonders in der UN-Menschenrechtserklärung aus, der im Lauf der Jahre viele weitere Rechtspakte und andere Werte-Vereinbarungen folgten. Der Menschenrechtserklärung von 1948 wurde lange Zeit entgegengehalten, dass sie vor allem europäischen und US-Traditionen entspreche und dem unterstellten europäischen bzw. US-amerikanischen, kurz „westlichen“ Kultur- und Werteimperialismus diene. Mittlerweile ist der Entstehungsprozess dieses Dokuments der Menschheitsgeschichte sehr genau aufgearbeitet worden und

es lässt sich sagen, dass nicht nur der moralische Geltungsanspruch (leider sind die Rechte nicht einklagbar) mit Fug und Recht universell ist, sondern auch die Entstehung. Es wurden Denktraditionen aus unterschiedlichen kulturellen Hintergründen heraus eingebracht.

Die fortschreitende Umweltzerstörung und der Klimawandel, die jeden Quadratzentimeter der Erde und jeden Menschen überall betreffen, zeigen sehr drastisch, dass „universell“ heute nicht mehr darin bestehen kann, regional entwickelte Wertekonzepte universell zu extrapolieren, wie das in der Geschichte lange Zeit die übliche Praxis gewesen ist. Vielmehr ist von der Tatsächlichkeit der Universalität von Umweltzerstörung und Klimawandel auszugehen. Davon, von dieser Tatsächlichkeit, muss die Vorstellung universeller Werte ausgehen.

Das Forum, auf dem dies in jährlichem Rhythmus geschieht, ist derzeit in erster Linie die UN-Klimakonferenz. Die letzte (die achtundzwanzigste – COP28) wurde vom 30.11. bis 13.12.2023 in Dubai abgehalten. Diese Konferenzen stellen einen wichtigen Seismografen dafür dar, dass die Einsicht in die Notwendigkeit, Werte deshalb universell zu definieren, weil es eine universelle Tatsächlichkeit der Bedrohung und Betroffenheit von Umweltzerstörung und Klimawandel gibt, vorhanden ist, dass aber die Bereitschaft, diese Werte universelle Praxis werden zu lassen, nach wie vor von kurzfristigen Interessen unterlaufen wird.

Wolfgang Schmale

Die Verdauungsmaschinen der Marktwirtschaft

Wie die moderne Objektkunst den ökonomischen Wertewandel reflektiert

226.000 Euro sind viel Geld für eine alte Konservendose. Erst recht, wenn man davon ausgeht, dass sie genau das enthält, was laut Etikett drin sein soll: „Merda d'artista“ steht auf der kleinen Büchse. Vor zwei Jahren wechselte besagte „Künstlerscheiße“ im Auktionshaus Christie's tatsächlich den Besitzer. Sogar der obere Schätzwert von 200.000 Euro hatte sich beim dritten Hammerschlag als zu niedrig erwiesen. Schade, dass Piero Manzoni (1933-1963) diese Wertsteigerung nicht mehr miterlebt hat! 1961 begann der italienische Konzeptkünstler, seine Exkremamente in kleine Blechbüchsen zu füllen und an Sammelnde zu verhöckern. Penibel abgewogene 30 Gramm und „natürlich konserviert“, so die Aufschrift. Der ursprüngliche Preis orientierte sich ‚nur‘ am damaligen Kurs einer Feinunze Gold, wird aber mittlerweile weit übertroffen.

Noch lange nach seinem frühen Tod schlagen Aus-

stellungen Manzonis hohe Wellen in den Medien. 2013 richtete ihm auch das Frankfurter Städel eine Retrospektive aus. Der Nachkriegsavantgardist habe, so Manzoni Interpreteten, die Rolle der modernen Kunst in der kapitalistischen Ökonomie auf die Spitze getrieben: Das praktisch Wertloseste, das Abfallprodukt der menschlichen Verdauung, mutiert zu einer begehrten Kostbarkeit. Um Manzoni beim Wort zu nehmen: Die Alchemie des Kunstsystems verwandelt Scheiße in Gold („Trasformare la merda in oro“ – eine der deutschen Redensart ähnliche Wendung existiert auch im Italienischen).

Die Fäkalien-Döschen markieren den vorläufigen Höhepunkt einer ästhetischen Entwicklung, die bis mindestens ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Mit der Emanzipation von kirchlichen und feudalen Auftraggebern erklärte die Kunst nicht mehr allein das Schöne,

sondern auch das Hässliche für abbildungswürdig. Allerdings verstand sich etwa die unflätige Körperlichkeit altniederländischer Bauernmalerei als Satire zur Belustigung eines städtischen Bürgertums. Dreckiges nicht nur zu zeigen, sondern zur materiellen Basis wie zum Hauptinhalt eines Kunstwerks zu machen, bleibt demgegenüber eine Errungenschaft der Moderne.

Der Erste, der den Abfall museal adelte, war der Franzose Marcel Duchamp. Neben einem „Fahrradrad“ und einem alten Flaschentrockner provozierte der Vater des Ready-mades den traditionellen Kunstbegriff vor allem mit einem Objekt aus dem Jahr 1917, das den Titel „Fountain“ trug und aus einem handelsüblichen Pissoir bestand. Eine Jury aus Expertinnen und Experten hat die Arbeit vor einiger Zeit zum einflussreichsten Kunstwerk des 20. Jahrhunderts gekürt. Duchamp reichte das legendäre Urinal als Beitrag für eine Gruppenausstellung in New York ein, wo es abgelehnt wurde. Angeblich soll das Stück – was für eine Ironie! – auf der Müllkippe gelandet sein. Später entstanden Repliken.

Ästhetisch funktioniert „Fountain“ über das Doppelspiel von Erniedrigung und Erhöhung. Ein dem Bereich der Ausscheidungen zugeordnetes Objekt, ein Pinkelbecken, erhält eine Aufwertung, indem es in eine Ausstellung gegeben wird: in den institutionell garantierten Hoheitsbereich des Wahren, Schönen, Guten. Während der räumliche Kontext die banale Sanitärkeramik in den Olymp der Kultur erhebt, erfährt der Musentempel im Gegenzug eine Herabsetzung. Er wird durch einen Gegenstand, den man im Abort erwartet hätte, entweiht. Der neuzeitlichen Konvention entsprechend, hat Duchamp das Urinal zwar wie ein Gemälde signiert,

doch selbst dabei wurde der Künstler absichtsvoll schmutzig. Denn er unterzeichnete nicht mit Klarnamen, sondern mit „R. Mutt“. Das Pseudonym spielt auf „mud“ an, das englische Wort für Schlamm oder Matsch.

Obwohl das Ur-Pissoir seinerzeit nicht wie geplant ausgestellt wurde, ließ sich der Siegeszug der unreinlichen Dinge im Kunstbetrieb nicht



Auf dem Müll gelandet? Das Original von Marcel Duchamps Pissoir (1917) existiert nur noch in einem Foto von Alfred Stieglitz © gemeinfrei, Wikimedia Commons, Foto: Alfred Stieglitz

mehr aufhalten. Die Skala reicht von Kurt Schwitters, der mit Altpapier, Draht und Urin experimentierte, über Daniel Spoerri und seine Materialbilder mit Essensresten bis zu Dieter Roths Anti-Ikonen aus Schimmelschokolade. Der Belgier Wim Delvoye schließlich baute 2003 seine Verdauungsmaschine „Cloaca“. Mit Hilfe von Mikroorganismen verwandelte die Apparatur Speisereste aus dem Museumsrestaurant in eine Substanz, welche sich chemisch nicht mehr von menschlichen Exkrementen unterscheiden lässt. Für die bislang jüngste Entwicklung sorgte Heather Cassils: Für ihr Projekt „\$hit-Coin“ hat die kanadische

Transgender-Künstlerin konservierten Kot in NFTs, also einmalige digitale Zertifikate, umfunktioniert und damit Manzonis Idee für den zeitgenössischen Kryptohandel abgewandelt.

All diese Positionen setzen auch deswegen auf den Igit-Faktor, weil sie über die Wandelbarkeit monetärer Werte nachdenken möchten. Somit wäre es verkürzt, hierin nur eine Reaktion auf die populistische Ablehnung moderner Kunst als ‚Mist‘ zu erblicken. Auch die Deutung als Parodie auf den Kunstmarkt, einen insgesamt überschaubaren Sektor der Marktwirtschaft, ist nur ein Aspekt. Gewiss, all das entlarvt die absurde Dynamik des Galeriegeschäfts, das 95 Prozent seiner Produzierenden an oder unterhalb der Armutsgrenze leben lässt, während eine kleine Minderheit durch irrationale Hypes in wahnwitzige Preisdimensionen aufsteigt. Doch geht der konzeptkünstlerische Kackeverkauf nicht noch einen Schritt weiter, indem er dem gesamten Kapitalismus den Zerrspiegel vorhält? Einem System, das immer wieder, etwa von der US-Philosophin Nancy Fraser, als „Allesfresser“ beschrieben wird. Jede Substanz, jedes Bedürfnis, jeder Mensch definiert sich demnach über seinen Geldwert. Das kapitalistische Vereinnahmungsgeschick erstreckt sich selbst noch auf diejenigen, die seine Mechanismen klar und bosheitsfroh offenlegen – wie der finanzielle Erfolg von Manzoni und Co. eindrücklich beweist. Hier Kunsthändler, die verkaufen und verdienen, dort Sammelnde, die noch mehr verdienen, wenn sie weiter verkaufen. Dem Universalismus der Ware ist kein Geschäft zu schmutzig. Alteuropäisch gesagt: Pecunia non olet, Geld stinkt nicht.

Georg Leisten

Gleichheit, Wokeness und Cancel Culture

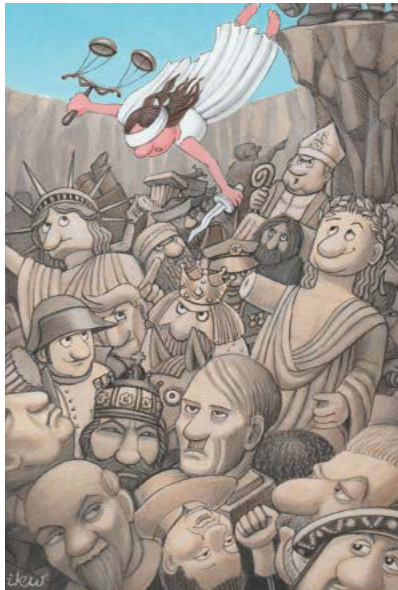
Wachsam, aber richtig! – Ein Zwischenruf

Richtig was los war unlängst im Studio des Österreichischen Rundfunks (ORF). Als „linguistische Klimakleberei“ bezeichnete dort der Kulturjournalist Heinz Sichrovsky bei einer Diskussion die Forderung nach gendergerechter Sprache. Als der Moderator dann die Pro-Gender-Vertreterin der Runde, eine Wiener Literaturwissenschaftlerin, fragte: „Sind Sie von der Gender-Stasi?“, ging es rund. Anlass der Diskussion war die Absicht des alpenrepublikanischen Bundeskanzlers Kurt Nehammer, in der Verwaltung bis 2030 Gender-Sternchen, Doppelpunkte und Binnenmajuskeln zu verbieten und sie durch Doppelnennung zu ersetzen. Wie man hört, hat Nehammers Plan auch diesseits der Alpen Freunde.

Geschlechtergerechtigkeit muss sein. Einmal mehr sei allerdings die Frage erlaubt, die seinerzeit die Gattin des französischen Staatspräsidenten Macron in eigener Sache stellte: „Muss man deshalb unbedingt die Sprache verhunzen?“ Die provokante Frage des Moderators, die einen Beitrag Sichrovskys zitierte, ist typisch für die aktuelle „Wokeness“ (Wachsamkeit) Diskussion, die derzeit auch hierzulande polarisiert und deren Apologeten zuweilen den Eindruck erwecken, Wachsamkeit zu predigen und Überwachung zu meinen.

Nun sind Wachsamkeit und Wachheit grundsätzlich nichts Negatives. Schon die Bibel honoriert das Wachbleiben der klugen Jungfrauen mit der Ankunft des Herren. Für ein mündiges, aufgeklärtes Mitglied der demokratischen Bürgergesellschaft sind ein wacher Blick und kritische Vernunft unverzichtbare Bürgerpflicht. Nicht zuletzt ist Wachsamkeit eine unabdingbare Voraussetzung bei der Abwehr jeglicher totalitärer

Ermächtigungsversuche. Auch der afro-amerikanische Begriff „woke“ und die dort sprachlich hergeleitete „wokeness“ entstammen dem Recht und dem Anspruch auf Freiheit und Gleichheit. Der deutsche Duden definiert die Bedeutung des englischen Begriffs als „in hohem Maß politisch wach und engagiert gegen (insbesondere rassistische, sexistische, soziale) Diskriminierung.“



Izabela Kowalska-Wieczorek, Polen, Eintauchen in den Müllhaufen der Geschichte © Izabela Kowalska-Wieczorek

Solche berechnete und notwendige Wachheit kehrt sich allerdings um, wo sie als Ideologie selbst totalitäre Züge annimmt, Angst und Schrecken verbreitet und zur Bürgerwehr einer Cancel Culture wird, die radikal alles vernichtet, was ihr nicht genehm ist. Im aktuellen Kulturbetrieb treibt die Überwachung der Wachsamkeit inzwischen bisweilen seltsame Blüten. Ein ganzes Heer an Diversitäts-, Antidiskriminierungs-, Antisexismus- und Antirassismus-Beauftragten ist dort unterwegs. Mancherorts sollen sogar Theaterproben und Stellenbesetzungen nur noch in deren Anwe-

senheit stattfinden.

Ein Verwandter der Cancel Culture ist der so genannte „Presentism“ (Präsentismus). Eine Vorgehensweise, bei der die Vergangenheit, also alles Historische, durch die Brille der Gegenwart gesehen und nach ihren Werten und ihren Maßstäben bewertet und gedeutet wird. Längst ist Presentism bekanntlich im intellektuellen Milieu Amerikas und Europas etabliert und wütet mit seinen woken Anhängern in Kunst und Kultur wie die heilige Inquisition. Ausgedient hat da längst der zum angemessenen Verständnis der Vergangenheit notwendige historische Blick, soll heißen: das Gebot, historische Werke in ihrem geschichtlichen Kontext zu betrachten und aus ihm heraus zu würdigen. Stattdessen bestimmt die Scheuklappe der Gegenwart die Sicht auf die Vergangenheit.

Was noch bis vor wenigen Jahren als Weltliteratur unangefochtenes kulturelles Erbe war, gilt den gegenwartsfixierten Kreuzrittern des Presentism, die allorts ausziehen, Literatur und Kunst der Vergangenheit auf Rassismus, Frauenfeindlichkeit, Kolonialismus und andere Verwerfungen zu überprüfen, plötzlich als gefährlich und untragbar.

Zu den so ausgespähten Bösewichten gehört inzwischen auch William Shakespeare. Mittlerweile wird an manchen englischen Universitäten von der Lektüre seiner Dramen abgeraten. Das Werk des Genies aus Stratford-upon-Avon gilt als das reinste Minenfeld politischer Unkorrektheit. Hat sich doch der Engländer unter anderem erdreistet, vor 500 Jahren eine POC (Person of Colour) als „Mohr“ zu bezeichnen. Und auch die kolonialistische Landnahme des geschassten Mailänder Herzogs Prospero aus Shakespeares Drama „Der Sturm“ auf einer Insel in Über-

see ist höchst bedenklich. Ganz abgesehen davon, dass der Mann sich als Zauberer in kultureller Aneignung indogener Erfüllungsgehilfen und ihrer Zauberkräfte bedient. Ganz klar hat sich aus Sicht des Presentism auch Ibsens frauenfeindliche Gesellschaft erledigt. Ganz zu schweigen von Homer und der griechischen Mythologie mit ihren Göttern und Helden und ihrer toxischen Männlichkeit. Inzwischen pflegen amerikanische Verlage ihre Bücher mit Trigger-Warnungen zu versehen. So werden Leser von Mark Twains „Huckleberry Finn“ vor rassistischen Formulierungen gewarnt. Nicht nur die Literatur: Auch bei der bildenden Kunst macht der woke Presentism nicht halt. So wurden in Dresden mehrere Meisterwerke der Gemäldesammlung wegen ihres politisch unkorrekten Titels umbenannt. Das

Kölner Museum Ludwig ergänzte Otto Muellers „Zigeunerinnen mit Katze“ durch eine Dokumentation über Sinti und Roma. Ganz radikale Bilderstürmer verlangen allen Ernstes, politisch unkorrekte Bildelemente selbst aus Werken von musealem Rang zu entfernen.

Index-Listen für Bücher, die nicht ins ideologische oder religiöse Weltbild passten, gab es immer schon, ebenso wie Bilderstürmer und Bildverbote. Was den aktuellen Presentismus angeht, stellt sich die Frage nach seinen Gründen. Man kann ihn schlicht als menschliches Unvermögen deuten, von sich selbst abzuweichen und zudem die unleugbaren Verwerfungen der Vergangenheit auszuhalten. Allerdings stellt sich in ihm auch eine überhebliche Selbstermächtigung dar, die ihre eigenen Maßstäbe und Wertvorstellungen

für die ultimativen, allzeit gültigen hält, statt sich der Einsicht in die eigene Beschränktheit, als Kind der eigenen Zeit, zu fügen. Und schließlich sei die Frage erlaubt, ob der politisch korrekte Eifer, mit seiner Mission die Menschheit vor der bösen kulturellen Vergangenheit zu schützen und sie gegenwartsconform zu korrigieren, mehr ist, als eine Nebelkerze, deren Rauch das Unvermögen unsichtbar macht, die Probleme der eigenen Gegenwart zu lösen. Die Welt zu verbessern, ist nun mal ein hartes Geschäft. Niemand hätte solches Unvermögen übrigens besser verstanden als der große Menschenkenner Shakespeare in seiner ganzen politischen Unkorrektheit.

Eva-Maria Reuther

Der Wandel als Strukturelement der Architektur

Bis weit ins 19. Jahrhundert bestimmte die Säulenordnung die architektonische Qualität, denn sie drückte nicht nur die Bedeutung eines Gebäudes aus, sie umschloss den nackten Baukörper mit einer schmückenden Hülle. Pfeiler und Säulen, Lisenen und Gesimse machten die Gebäude einmalig, drückten ihre Funktion aus und spiegelten mit der Rangfolge der Säulenordnung auch die des Gebäudes selbst. Dieser Schmuck wurde jedoch nicht beliebig eingesetzt, sondern fügte sich ein in den Wertekanon der architektonischen Komposition. Seine Gliederungselemente entfalten je nach Epoche andere Wirkungen. Im Barock erzielten die Säulen die gewünschte Massierung, indem sie den Bau nicht mit einem Rahmen einfassen, sondern räumliche Entfaltung ermöglichen. Die Gotik dagegen betont die den Bau zu-

sammenhaltenden Glieder, so dass sie feste Rahmen und leichte Füllungen erhält. Die Renaissance schließlich betört durch das vollkommene



Louis Sullivan, Prudential Building, auch Guarantly Building genannt, in New York
© gemeinfrei

Gleichgewicht von Fülle und Form. Aber immer ist es eine Entwicklung aus der Vorgängerversion. Der Bau erhält nur ein neues Kleid, die Figur darunter bleibt die alte Figur.

Diese Kleidung wird im Historismus zu einer aufgeputzten, aber langweiligen, massenweise produzierten Hülle für einen Mauerwerkskern. Dagegen wenden sich Architektinnen und Architekten mit der Suche nach einer erneuerten Baukunst, die von Handwerkern ausgeführt auf industriellen Prinzipien beruht. „Es würde unserem Schönheitssinn sehr gut tun, wenn wir uns ... der Verwendung von Ornamentik enthielten, damit sich unser Denken ganz auf die Herstellung gut geformter und in ihrer Nacktheit schöner Gebäude konzentrieren könnte.“ (Sullivan) In Sullivans Werk standen strenge stereometrische Formen im Kontrast zu der Ornamentik, die diese Formen